

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 60 (1989)
Heft: 5

Artikel: "Menschenware - wahre Menschen" : Amt und Bürde : ein Gespräch zum Thema "Kirchgemeinde und ihr Dienst"
Autor: Sieber, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Menschenware – wahre Menschen»

Amt und Bürde

Ein Gespräch zum Thema «Kirchengemeinde und ihr Dienst»

Von Pfarrer Ernst Sieber

Wenige Stunden nach der Predigt klingelte die Hausglocke. Zwei Männer standen da. Unsere Tochter Martina spielte mit ihrer Puppe vor der Türe.

«Wollen Sie einen Kaffee oder einen Tee?» Das hatte sie den Eltern abgeguckt. Und sie fügte noch bei: «Oder wollen Sie nichts?»

«Nichts», antworteten die beiden, «wir möchten nur deinen Vater sprechen.»

Martina klemmte ihre Puppe unter den Arm und erschien in unserer Stube, wo Sonja und ich uns aufhielten. Die beiden Männer folgten ihr, der eine hager und vornübergebeugt, der andere rundlich und beinahe trippelnd. Sie setzten sich. Der Hagere begann und sagte, nachdem er uns begrüßt hatte: «Entschuldigen Sie bitte, dass wir Ihren Sonntag stören, uns liegt schon lange etwas auf dem Herzen. Wir möchten von Ihnen etwas wissen. Was hat eigentlich der Zustrom von entwurzelten und gestrandeten Menschen in unserer Gemeinde zu bedeuten?»

Der zweite Herr nickte mit seinem schweren Doppelkinn. Er zog seine Hornbrille vom Gesicht und setzte sie wieder an denselben Platz. Sie sass wie vorher. Indessen fuhr der Hagere fort: «Im alten Bauernhaus im Dorf wohnen Clocharts. Im Bienenhäuschen am Rande des Dorfes haben Sie auch einige einquartiert. Und in der Baracke an der Dorfgrenze hausen drei, vier weitere arme Teufel. Wenn ich mich nicht irre, gibt es solche Typen auch in Ihrem Haus. Was soll das?»

«Was soll das?», doppelte der andere nach und fuhr fort: «Ich habe von Kirchgängern gehört, dass heute morgen sogar einer an der Kirchentür stand. Er trug schwarze Hochwasserhosen und rote Socken. So etwas Groteskes. So stehen also bereits Penner an unserer Kirchentüre und machen Sigristendienst. Wo bleibt da die Würde unserer Kirche und unserer Gottesdienste?»

«Würdig werden unsere Gottesdienste, wenn auch Unwürdige dabei sind», entgegnete ich.

Dazu meinte der Hagere: «Wenn sie damit die Schwachen und Benachteiligten meinen, dann bin ich einverstanden. Ein bisschen Armeleutegeruch schadet ja nicht. Das ist ganz die Überzeugung von Apostel Paulus. Aber bei diesem Typ, den sie uns an die Kirchentüre stellten, handelt es sich doch vermutlich um einen Ehemaligen der Strafanstalt für Jugendliche. Jedenfalls habe ich heute morgen mit eigenen Augen gesehen, wie ihm der Anstaltsdirektor auf die Schultern geklopft hatte. Er duzte ihn. Da bestand also einmal ein engerer Kontakt. Sie geben also solchen Leuten ein kirchliches Amt? Wie kommen Sie dazu?»

Nun schaltete sich Sonja ein: «Wir hatten keine andere Wahl. Unser Sigrist hatte sich beklagt, er habe lange keine Ferien mehr gehabt. Guido Boller stellte unkompliziert seine Dienste zur Verfügung. Er hat uns erzählt, dass sein Vater das Amt eines Kirchensi- gristen ausübt.»

«Auch die Kirchenpflege war mit dieser Ferienablösung einverstanden», ergänzte ich.

Der Hagere fragte nun, ob wir denn nicht jemand anderen hätten finden können, es hätte sich doch besser gemacht.

Aber es gibt noch einen trifftigeren Grund für seine Anstellung. Wir sind doch als Kirche dem Evangelium verpflichtet, und das Evangelium redet zentral darüber, was Christus getan hat und was er von uns will. Mit unseren Augen sehen wir da und dort unwertes Leben. Christus aber zeigt uns, dass auch dieses Leben liebenswert ist. Christus hat eben nie Maßstäbe an Menschen gelegt, er hat das Menschliche zum Maßstab gemacht.»

Sonja beugte sich vor und meinte: «Eine solche Haltung ist doch selbstverständlich. Da geht es um Mitmenschlichkeit. Und die Arbeit gehört dazu. Arbeit hat ja nicht nur die materielle Sicherstellung zum Ziel. Sie ist Teil einer echten Humanität. In der ältesten christlichen Gemeindeordnung wird ganz selbstverständlich gesagt, dass Christen die Pflicht haben, Ankömmlingen zu helfen, sie zu ernähren und ihnen Arbeit zu geben. Ja, es gab die Bestimmung, dass kein Christ arbeitslos sein dürfe.»

«Sie haben schon recht», stimmte der Rundliche zu, «wie schnell machen wir uns von Menschen ein falsches Bild. Die Verheissung für ein neues Leben gilt ja für jeden Menschen. Auch für Ihren Herrn Boller. Wissen Sie Näheres über seine Herkunft?»

«Nein, aber über seine Zukunft», sagte ich. «Für gewöhnlich fragen wir bei Obdachlosen nicht nach der Vergangenheit. Sie haben es meistens satt, auf jedem Büro ihre Geschichte zu erzählen, um dann eine Etage weitergehen zu müssen. Und dann fängt das Ganze nochmals von vorne an.»

«Aber wir leben doch in einer Amtskirche. Auch der Sigrist hat ein Amt und ist gewählt worden. Und Boller?», fragte der Hagere.

Ich wurde ungeduldig: «Ursprünglich bedeutete das Amt in der Gemeinde nicht eine Sonderstellung von wenigen, sondern eine Umstellung vieler für den Dienst am Nächsten und Übernächsten. Jeder konnte mit seiner Gabe und mit seiner Vor-Liebe der Gemeinde dienen.»

«Darum», warf Sonja ein, «waren die Gemeinden auch so lebendig. Die Gaben, die ein jeder Mensch an sich entdecken kann, werden als Gaben des Geistes betrachtet.»

«Und der Geist schuf das Amt, nicht das Amt den Geist», sagte ich, «heute kehrt man diese Wahrheit um.»

Der Rundliche zuckte die Achseln: «Mag wohl sein.»

Und Sonja antwortete ihm: «Die Kirche ist deshalb so arm an Ämtern geworden, weil sie zu bürokratisch und institutionell lebt. Die Funktionen sind beinahe wichtiger als die Menschen.

St. Stephanus, Rüschlikon, 22./23. Juni 1989

Heim-Führung

«Aspekte der Leitung von Alters- und Pflegeheimen»

Prof. Dr. E. Kilgus, Dr. I. Abbt, Th. Stocker

Themen:

- Externe Dienste – Altersheim–Pflegeheim
- Gestaltungsfunktionen im Heimbetrieb
- Führungsstrukturen – Führungsprozesse – Führungsinstrumente
- Menschenführung
- Mitarbeiterprobleme
- Seelsorge

Donnerstag, 22. Juni

10.00–10.15	Begrüssung/Organisation	I. Abbt
10.15–11.00	Einführung: «Die Aufgaben des Heimleiters»	Th. Stocker
11.00–11.45	«Die Sinnfrage des alternden Menschen	I. Abbt
13.30–15.00	Externe Dienste – Altersheim – Pflegeheim	Th. Stocker
15.30–17.00	Gestaltungsfunktionen im Heimbetrieb	Th. Stocker
17.30–19.00	Führungsstrukturen – Führungsprozesse – Führungsinstrumente	E. Kilgus

Freitag, 23. Juni

08.00–09.15	Menschenführung	E. Kilgus
09.45–10.45	Mitarbeiterprobleme	Th. Stocker
11.00–12.00	Seelsorge	I. Abbt
13.00–16.00	Schlussdiskussion Auswertung	Gemeinsam

Datum: 22./23. Juni 1989

Ort: St. Stephanus, Krankenhaus Nidelbad, Eggrainweg 3, 8803 Rüschlikon

Teilnehmerzahl: ist beschränkt: Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Einganges berücksichtigt.

Kurskosten: Fr. 180.–
12 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen mit
persönlicher Mitgliedschaft
9 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen
3 % Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft

Unterkunft und Verpflegung im Bildungshaus separat: Vollpension zirka Fr. 60.– pro Tag

Anmeldung: Bis 30. Mai 89 an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich
Die Anmeldung wird nicht bestätigt. Die Kursunterlagen erhalten Sie spätestens eine Woche vor Kursbeginn.

Anmeldung («Aspekte der Leitung von Alters- und Pflegeheimen»)

Anmeldung

Name, Vorname

genaue Privat-Adresse

Name und vollständige Adresse des Heims

Tätigkeit im Heim

Unterschrift und Datum

- VSA-Mitgliedschaft
 Unterkunft

- Persönliche VSA-Mitgliedschaft

Angemeldeten Teilnehmern, die eine Unterkunft bestellt haben, muss bei Rückzug der Anmeldung nach Ablauf der Anmeldefrist eine Annulationsgebühr von Fr. 50.– berechnet werden.

Aber Religion lässt sich doch nicht verwalten und auch nicht spezialisieren.»

Hier knüpfte ich an: «Christus schenkt jedem ein Amt. Er brachte ein Amt für alle. Christus selbst unterscheidet nicht zwischen einem kirchlichen und einem weltlichen Amt. Jeder, der im Namen Jesu arbeitet, ist Gottesdiener. Auch wenn er weltlich arbeitet und nicht geistlich. Deshalb verwendet Christus für das Amt, das jedem zukommt, keinen religiösen Begriff. Jesus braucht ein weltliches Wort, es heißt DIAKONIE. Und Diakonie bedeutet: Sklavendienst. Und die Diakonie bleibt Grundlage der Gemein-

Aus: *Ernst Sieber: Menschenware – wahre Menschen.*
Vom Bunker zum Suneboge. Zytglogge Verlag, Bern 1988.

de. Mit der Diakonie erhält die Gemeinde Boden unter die Füsse, fruchtbaren Ackerboden.»

Sonja fragte die beiden Besucher, ob sie etwas zu trinken wünschten. Die beiden Herren verneinten. Der Rundliche blickte zum Fenster. Dort bewegte sich das Laub des Spalierbaums, der einen Teil des Fensters zudeckte. Zwischen den Blättern zeigten sich Kindergesichter. Spitzbübengesichter, Michael und Patrice. Und Simone, die Dritte im Bunde.

Offenbar waren aber nicht nur sie daran interessiert, was sich in der Stube zutrug. Denn mitten in die Stille, die sich für einen Moment einstellte, hörte ich Jasmin durchs Schlüsselloch flüstern: «Papi, jetzt komm endlich mal zur Chilbi!»

Unbeeindruckt wandte der Rundliche ein: «Sind Sie sicher, dass Diakonie auch weltlichen Dienst bedeutet? Ist die Kirche nicht schon genug verweltlicht?»

«Ja, ich bin der Überzeugung, dass Diakonie den geistlichen Dienst vom weltlichen Dienst nicht trennt. Durch Christus ist die ganze Welt geheiligt. Es gibt keine heiligen Bezirke, auch keine heiligen Personen und keine heiligen Zeiten. Die Liebe, die vom Kreuz kommt, gilt der ganzen Welt. Und die Liebe braucht Hände, Füsse und Verstand. Ein Strassenarbeiter oder ein Grossrat, eine Köchin und Hausmutter, sie wirken gottesdienstlich, wenn sie ihre Arbeit im Namen Christi tun.»

«Aber dann», meinte der Rundliche, «ist die Mission oder die Religion nicht das Ziel des Handelns?»

«Es ist umgekehrt», sagte ich, «Mission und Religion sind Voraussetzung für das christliche Handeln.»

Da schaltete sich der Hagere ein: «Entschuldigen Sie meine kirchenrechtlichen Überlegungen, aber Sie sind doch auch Amtsträger?»

«Ich möchte das Wort umkehren, ich bin zwar Amtsträger, aber weit mehr noch habe ich ein Trägeramt inne. Das entspricht dem Auftrag Christi viel eher. Wir sind Bürden- und keine Würdenträger. Mitmenschliche Lasten entlasten das einseitige Amt. Wir sind dann auch nicht einfach Funktionäre für ein religiöses Management, abseits des alltäglichen Geschehens. Wir sind Glieder der Gemeinde, sind also Werkzeuge fürs Gottesreich.»

Der Hagere machte mit der Hand eine Stoppbewegung: «Aber stellen Sie damit nicht die Tat dem Wort voran? Liege ich falsch in der Annahme, dass Sie unter dem Trägeramt die soziale Tätigkeit verstehen?»

Und Sonja ergänzte: «Die Liebe Jesu Christi ist nicht weltfremd, darum ist diese Welt nicht gottfremd. Und es gibt eine Verbindung zwischen jenseits und diesseits.»

Wieder das Flüstern durchs Schlüsselloch. Die Stimme Jasmins war jetzt deutlich zu erkennen. Sonja erhob sich und begab sich in den Hausflur.

«Aber hören Sie», sagte ich, «Worte und Taten brauchen wir nicht gegeneinander auszuspielen, denn weder die Tat noch das Wort genügt für sich allein. Beides ist Zeichen der Gegenwart Jesu Christi.»

Der Hagere wechselte das Thema: «Aber wenn sich die Kirche so stark für die sozialen Aufgaben engagiert, entlastet sie dann nicht unnötigerweise den Staat?»

Ich erwiderte: «Sie denken natürlich an das liebe Geld, nehme ich an. Aber dort, wo es um Menschen geht, können wir als Kirche nicht knauserig sein. Jesus erzählt zu diesem Thema eine Geschichte. Jesus heilte einen an Seele und Geist kranken Menschen. Dieser Mensch war von übeln Kräften drangsaliert. Jesus befreite ihn. Die bösen Geister fuhren in eine Herde von Schweinen. Die Schweine stoben davon. Flugs ins Meer. Heute kostet ein Schwein zirka Fr. 250.–, lebend ab Stall. Eine Herde von etwa 300 Säuen hat demnach einen Wert von zirka Fr. 75 000.–. Soviel hat Jesus für einen Menschen ausgegeben. Das ist eine Lektion für uns.»

«Aber», warf der Rundliche ein, der längere Zeit geschwiegen hatte, «es gibt bekanntlich eine enge Beziehung zwischen Staat und Kirche. Besonders in unserem Kanton. Nicht zuletzt deswegen haben wir im Sozialen immer noch eine gute Zusammenarbeit. Das ist das Resultat der Reformation.»

«Aber dabei darf es nicht bleiben», entgegnete ich. «Die Kirche hat in unserem Staat einen weiteren Auftrag. Nämlich die Verkündigung, die Predigt. Dem Staat soll klar werden, dass auch er sich nicht verabsolutieren darf, sondern sich Gott zu unterstellen hat. Wir müssen uns das sagen lassen. Denn trotz der staatlichen und kirchlichen Fürsorge gibt es für benachteiligte Menschen ein Niemandsland. Gesellschaftliche Bürokratie und perfekte Verwaltung schicken viele Unangepasste, psychisch und physisch leidende Menschen ‚in die Wüste‘. Kein papierenes Aufgebot, von welcher Seite es immer kommt, vermag gedemütigte Menschen aus der Wüste zurückzurufen. Moralische und gesetzliche Massnahmen genügen oft nicht.»

«Sie meinen, dass hier die Kirche eine besondere Aufgabe hat?», fragte der Rundliche nun.

Ich machte eine Pause. Die beiden Herren beobachteten mich aufmerksam.

«Vergessen Sie nicht, die Kirche hat auch eine Gabe. Sie tritt in unserem Staat für die biblische Sicht, für das biblische Menschenbild ein. Sie wird betonen, dass durch die Beziehung von Gott zum Menschen der Mensch immer ein Geheimnis bleibt.

Wir können ihn nicht robotermässig manipulieren und wie ein Rädchen in einen Apparat einsetzen. Zudem weiss die Kirche, dass Gott auch nach den Ärmsten fragt. Und auch nach den schwarzen Schafen und Sündenböcken unserer Gesellschaft.

Und diese sollen nicht nur eine Last sein, im Gegenteil, eine Herausforderung an unseren Willen, alltäglich Gott zu dienen. Damit werden die Verstossenen, die Schwachen und Fehlbaren zur Gabe und Aufgabe.

Und in diesem Sinne braucht die Kirche mehr Mut zur Armut. Und was sie an Kraft für ihren Dienst braucht, wird sie empfangen dürfen.»

«Du meinste das sowohl im materiellen wie auch im geistigen Sinne?» fragte Sonja, die sich nun wieder zur Gesprächsrunde setzte.

«Ja, ich denke vor allem daran, dass die Kirche nur Kirche sein kann, wenn sie sich zur Fürsorge und zur Mitsorge verpflichtet weiss. Die Liebe Christi fordert auf zur Solidarität, nicht nur im therapeutischen, sondern auch im sozialen und politischen Sinn. Die Kirche will sich heute krampfhaft erneuern. Sie will sich anpassen an unsere moderne Entwicklung. Sie versucht es mit neuen Gedanken, Theorien und Lehren. Erneuerung aber wird sie nur dann erfahren, wenn sie sich zur Gemeinschaft entwickelt, in deren Mitte nicht nur die Starken, sondern auch die Leidenden sind.»

«Sie sehen also einen Zusammenhang zwischen der Obdachlosenarbeit und der Kirche?» fragte der Rundliche.

«Unbedingt», antwortete ich. «Obdachlose Menschen sind seelisch leidende Menschen. Leidende Menschen gibt es je länger je mehr, in allen Schichten unserer Bevölkerung. Sie füllen die psychiatrischen Kliniken und Nervenheilanstalten. Aber sie gehören zuerst und zuletzt, diese Leidenden, in die Mitte der Gemeinde. Das dürfte zur kirchlichen Praxis gehören. Im 1. Korintherbrief 12,12 redet Paulus von der Gemeinde und ihrem Aufbau. Und dort steht auch der zentrale Satz, dass der Hergott den Leib, also die Gemeinde, so zusammengefügt hat, dass er dem im Nachteil befindlichen Glied desto grössere Ehre gab, damit keine Spaltung im Leibe sei, sondern die Glieder die gleiche Sorge für einander tragen sollten.»

Gute seelsorgerliche Arbeit und soziale Arbeit finden hier das eigentliche, ursprüngliche Motiv.»

Der Hagere wollte noch wissen, worin denn das Ziel der Obdachlosenarbeit bestehe. Ich fasste zusammen und sagte: »Es geht uns um eine Familiengemeinschaft, in der auch der ärmste Schlucker nicht das Gefühl haben muss, vorig zu sein. Das bringt echte Liebe mit sozialer und politischer Verantwortung zustande. Viele unserer Brüder haben keine Beziehung zu sich selbst. Wo wir unter einander Beziehungen pflegen, wird es möglich sein, dass eine Selbstbeziehung besteht. Im Geiste Jesu Cristi wollen wir eine Erziehung zur Beziehung leben. Der Tisch und das Brot gehören in unsere Mitte. Wir teilen den Platz und das Brot. Damit versuchen wir ein Zeichen vom Reich Gottes zu setzen, das nicht erst im Jenseits beginnt, sondern heute. Dies ist vielleicht ein Traum, aber ein schöner.»

Für einen Moment erhob sich der Hagere. Mit vorgestelltem Kinn und durchgedrückter Brust fragte er: «Sind Sie denn so sicher, dass Diakonie, also christliche Sozialarbeit, besser arbeitet als weltliche Sozialarbeit?»

«Ihre Frage ist verfänglich», sagte ich, «christliche Sozialarbeit bedeutet nicht zum vornherein, dass wir die Arbeit besser können. Aber christliche Sozialarbeit lebt davon, dass sie sich als Dienst im Namen Jesu Christi versteht. Was wir von ihm empfangen, dürfen wir unseren Mitmenschen im seelsorgerlichen und diakonischen Sinn weitergeben. Darin erfahren wir als kleine Diener Gottes die Grösse seiner Verheissung.»

«Darf ich Ihnen noch etwas sagen?», fragte der Hagere in einem Ton, den ich nun kannte, «und ich denke, im Namen vieler Gemeindeglieder. Wir wären Ihnen dankbar – ich möchte es Ihnen, liebe Frau Pfarrer, auch ans Herz legen – wenn Sie in unserer Ge-

Oekologisches Denken in der Heimerziehung

Modetrend oder Herausforderung zur Veränderung in der Praxis?

SHL-Impulstagung 14. September 1989 in Luzern

mit

- Thomas Hagmann
Rektor des HPS Zürich
- Dr. René Simmen, Zürich
Verfasser des Buchs «Heimerziehung im Aufbruch»
- Rudolf Welter, Meilen
Architekt und Umweltpsychologe

Reservieren Sie den Termin und bestellen Sie den Tagungsprospekt mit Anmeldetalon bei:

Schule für Heimerziehung Luzern
Fort- und Weiterbildung, Zähringerstrasse 19
6000 Luzern 7, Tel. 041 22 64 65

meinde und in Ihrem Haus weniger Obdachlose beherbergen würden. Sie passen ganz einfach nicht in unsere Landschaft. Sie haben ja den Bunker. Das will nicht heissen, dass wir nicht weiter bereit sind, sie finanziell zu unterstützen.»

«Mit Almosen», rutschte es mir über die Lippen.

«Sind Almosen für Sie zu wenig?», entgegnete der Hagere spitz. «Wir können ja auch ein Spezialpfarramt für Obdachlose beantragen.»

Ich er hob mich nun auch und sagte mit Nachdruck: «Der Bunker allein genügt nicht. Wir werden in Zukunft kleinere Familiengemeinschaften von Obdachlosen als eine Art Auffangwohngruppen zu bilden versuchen. Ob es sich nun um den Bunker oder kleinere Familiengemeinschaften handelt, es bleibt für uns das wichtigste Ziel, gegen die Isolierung zu kämpfen. Damit kein Ghetto entsteht, ist die Beziehung zur Gemeinde lebenswichtig. Zwar braucht es auch für die Kirche im Sozialbereich Fachleute und Spezialisten. Aber dienende Liebe lässt sich nicht spezialisieren. Diakonie muss Aufgabe der ganzen Gemeinde sein, das ist auch ihre Chance. Dies ist viel mehr als Almosen.»

«Und es ist auch eine Chance», gab Sonja den beiden Männern zu bedenken, «schwächere Menschen in den Kreis der Starken aufzunehmen. Wir haben das Gefühl, dass die Gemeinde diese Arbeit stützt. Das gibt uns natürlich das Bewusstsein, auch im Namen der Gemeinde wirken zu dürfen. Das macht uns glücklich...»

Das schien den Hageren kaum zu berühren, und er meinte: «Aber die Obdachlosen passen nun einmal nicht in unser Dorfbild.»

Nun wurde ich heftig: «Meine Herren, Ihr Wunsch ist eine glatte Verleugnung der Sache Jesu Christi. Die Obdachlosen sind offenbar störend für Ihre Augen. Aber Sie stören unsere Gesellschaftsstrukturen nicht. Und Sie stören die Tendenz unseres Egoismus nicht. Sie wollen die Armut nicht sehen. Oder Sie sehen sie als Unkraut. Aber auch das Unkraut gehört zur Schöpfung. Wir fühlen uns als Rosen. Aber so rosig sind wir gar nicht. Vor Gott sind wir alle Schuldner. Wir machen ebenso Fehler wie die Obdachlosen. Aber trotzdem schieben wir unsere Schwächen

auf sie ab. Sie werden unsere Sündenböcke, die wir nicht leiden mögen. Deshalb stossen wir sie von uns. Und wenn's sein muss, auch mit Almosen. Diese Haltung bringt uns dazu, die Obdachlosenprobleme aus dem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang herauszunehmen und sie als Fälle zu behandeln. So sind wir der Verantwortung enthoben und können weiterhin dem Reichtum und unserer eigenen Sucht frönen. Und die Kirche steht in der Gefahr, als Verschönerungsverein die Ruhebänklein in unserer Gemeinde bereitzustellen.»

Jetzt wurde der Hagere energisch. Er setzte sich nochmals, aber besetzte nur noch die Hälfte des Stuhles: «Mit dieser Aussage betreten Sie den politischen Boden. Und Politik ist sicher nicht die Sache von Pfarrherren.»

«Politik», ereiferte ich mich, «hat mit Sachen oder Sachfragen zu tun. Aber doch vor allem mit Menschen. Da haben Sie wohl recht, in der Politik braucht es heute keine Herren, sondern Diener. Und als Diener verstehen wir uns in unserem Amt. Als Diener wollen wir auch engagierte Bürger in unserem Staat sein. Wenn eine Politik nur für die Gesunden kämpft, finde ich sie krank. Wenn sie sich auch für Arme und Kranke einsetzt, finde ich sie gesund. Das ist unser Anliegen.»

«Aber dann müssen Sie mindestens», räsonierte der Hagere, «Vagabunden und Faulenzer von den fleissigen Armen trennen.»

«Ein schwieriges Unterfangen», gab ich zu bedenken. «Sie plädieren also für armenpolizeiliche Massnahmen. Das versuchte man schon im Mittelalter zu praktizieren. Ohne Erfolg. Der Weg geht woanders durch. Wenn wir nämlich die Armut von uns schieben, bringt das nur weitere Unsicherheit und Ängste seitens der Starken. Nicht die Armut wird bekämpft, sondern die Armen. Viel weiter kommen wir, wenn wir die Schwachen in unser Leben miteinbeziehen. Sonst treiben wir ganz einfach die soziale Eigensüchtigkeit und Diskriminierung voran. Es gibt deutliche Hinweise in der Geschichte, dass dort, wo man die Armen von der Gesellschaft ausgrenzte, es kein Vertrauen gab und deshalb die Obdachlosen als Brunnenvergifter bezichtigt wurden. Die Auffassung, die Armut sei Folge der Sünde, trieb die Entsolidarisierung erst recht voran.»

«Es gab», unterstützte mich Sonja, «doch auch in der Gemeinde Jesu Christi seit eh und je die religiöse Deutung der Armut. Die Armen trugen das Antlitz Christi. Mit dieser Einschätzung wurde die Armut nicht weggeschoben, sondern sie kam mitten in den Raum der Gemeinde.»

Kaum hatte Sonja diese Worte gesagt, sprang die Türe auf. Pius, unser Bernhardiner, ein Verehrer Sonjas und ihr ganz zugetan, war offenbar auch ungeduldig geworden. Mit seinem Riesenhaupt hatte er die Türe aufgestossen. Hinter ihm stand Jethro, unser jüngster Sohn, und blies in seine Tuba, die beinahe so gross war wie er selbst. Die Herren wandten sich zum Gehen. Und der Hagere sagte bedeutungsvoll: «Falls Sie bei Ihrer Überzeugung bleiben, fühle ich mich genötigt, bestimmte Kreise in der Gemeinde über unser Gespräch zu informieren.»

Ich verabschiedete die Herren mit den Worten: «Meine Überzeugung kann ich nicht ändern. Ich fühle mich legitimiert, als Pfarrer auch im Namen der Armen zu predigen und zu wirken. Es geht uns um die Nachfolge. Ob sich Erfolge oder Misserfolge einstellen, ist zweitrangig.»

Die Herren bedankten sich für das Gespräch und gingen ihres Wegs. Inmitten der wartenden Kinderschar stand Martina, blickte den beiden nach und sagte zu ihrer Puppe: «Das sind die beiden, die nichts wollten.»

Frauen und Leitung

Ein Kurs für alle im Sozialbereich tätigen Frauen, die sich mit weiblichem und männlichem Macht- und Leitungsverhalten auseinandersetzen und für sich selbst konkrete Handlungsstrategien erarbeiten wollen.

Sollen wir Frauen im Sozialbereich in unserer patriarchalischen Gesellschaft Macht- und Leitungsfunktionen fordern und übernehmen?

- Männliche Macht: Wie gehen Frauen in sozialen Arbeitsfeldern mit männlichen Machtstrukturen um?
Weibliche Macht: Gibt es sie? Wie sieht sie aus? Wie sieht ein weiblicher, frauenfördernder Leitungsstil aus?
- Welche strukturellen Formen von Zusammenarbeit und Leitung sind frauenfördernd?
- Frauen als Leiterinnen von einzelnen, von Gruppen, in Organisationen: Welche Reaktionen lösen sie bei Frauen und bei Männern aus?

Leitung: Esther Baur, Psychologin, Beraterin von Teams und Organisationen
Franziska Greber, Sozialarbeiterin, Gestalttherapeutin

Koordination
Abt. W + F: Heinz Mandlehr

Dauer, Daten: 3 Kursblöcke zu 3 + 2 + 3 Tagen:
24.–26. August, 28./29. September,
26.–28. Oktober 89

Kurskosten: Fr. 640.–

Kursort: Schule für Soziale Arbeit, Zürich

Teilnehmerzahl max. 18

Anmeldeschluss 30. Juni 1989

Anmeldungen / Schule für Soziale Arbeit,
Kursunterlagen: Abteilung W + F, Bederstrasse 115,
8002 Zürich

Schriftliche Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt. Eine Anmeldung kann bis Ablauf der Anmeldefrist zurückgezogen werden, nachher gilt sie als definitiv.